



# Die Zukunft

Herausgeber

**Maximilian Harden**

## INHALT

|                               | Seite |
|-------------------------------|-------|
| Nun wird große Zeit . . . . . | 65    |

---

**Nachdruck verboten**

---

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 8,50 Mark, die einzelne Nummer 80 Pf.



**BERLIN**

**Verlag der Zukunft**

Großbeerenstraße 67

1918!

**Abonnementspreis** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 8.50, pro Jahr M. 34.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 9.15, pro Jahr M. 36.60; Ausland M. 9.80, pro Jahr M. 39.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Grobbeerstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.**

**Alleinige Anzeigen-Aufnahme** der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirsstein,** Berlin SW 58, Nikolaistraße 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10809 u. 10810.

# WEIN-STUBEN-HUTH

## BERLIN W

**Fürstenhof Carlton-Hotel**

— Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

**Nordische Anleihen,**

Russische und Baikanwerte, Oesterreichische Anleihen, Amerikanische

Bonds, Chinesen, Japaner. Anstellungen erbeten.

**E. Calmann, Hamburg.**

Errichtet 1853.

Weinstuben

**Mitscher**

**Vorzügliche Küche  
Austern**

Französische Strasse 18

# Rheinische Handelsgesellschaft m.b.H.

**Bankgeschäft — Düsseldorf 25.**

**An- und Verkauf von Effekten**

sowie Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432.

Telegramm-Adresse: **Velo x.**



Berlin, den 2. November 1918

## Nun wird große Zeit

**D**ank Dir, junge Volksregierung im Deutschenreich! Unter dem schrumpfenden Weinmond war Deine Arbeit gut, im ernstesten Wortsinn nützlich und lauter Lobes würdig, als ihr, als Dir aus den Lungen öffentlich Meinender gesendet wurde. Der Reichskanzler und dessen Stellvertreter sind fortan dem Bundesrath und dem Reichstag verantwortlich. Der Kanzler, der keinen Spruch des Reichstags mißtrauens im Amt überdauern kann, ist für alles politische Handeln, für alles fortwirkende Reden des Kaisers haftbar. Kriegserklärung und Friedensschluß sind unter allen Umständen (also auch nach einem „Angriff auf das Bundesgebiet“) an die Zustimmung des Reichstages gebunden. Die Kommandogewalt sogar, das Recht zu Ernennung, Versetzung, Beförderung, Verabschiedung der Offiziere und Beamten des Heeres und der Flotte, ist nicht mehr Tabu, nicht mehr das altpreußischer Vorstellung unantastbare Kronrecht: ist von der Krone gelöst und unter die Aufsicht und Mitverantwortlichkeit des Reichstages gestellt. Was ein Halbjahrhundert lang umstritten, von hellen Geistern vergebens erstrebt wurde, was im Alltagstrab deutschen Lebens noch, vielleicht, fünfzig Jahre lang die allzu geduldig seufzende Masse ein fernes Phantasma gedünkt hätte: gestern ward es Erreichniß. Noch winkt mit Gebietersfinger die Pflicht, die zu Wahrung des Bürgerfriedens und zum Schutz un-

seres Ueberseehandels nothwendige Wehrmannschaft, die einzige, die das neue Deutschland halten will und wird, auf die Reichsverfassung, nicht länger auf eine Person, zu beeiden; jedem Bundesstaat eine aus allgemeinem, ungestuft gleichem, unmittelbarem Wahlrecht entstehende Volksvertretung zu sichern; in jedem, zuerst in Preußen, und in der Reichsgemeine selbst die Verfassung, das Grundgesetz, so, mit behutsamem Wagemuth, umzuwandeln, daß sie neu werdendem Bedürfniß genügt und allen Deutschen dadurch die Wohlthat der Athemfreiheit verbürgt. Noch bleibt Be-  
 trächtliches zu thun. Viel aber, mehr, als für unseren Tag der kühnste Traum hoffen durfte, ward erworben. Unver-  
 liches. Dank Dir, junge Volksregierung! In bedächtiger  
 Schnelle hast Du die Grundmauer deutscher Demokratie  
 geschichtet und fest vermörtelt. Nie wieder läßt daraus  
 Deutschland das winzigste Steinchen wegbrechen. Nie darf,  
 niemals wird es vergessen, daß seiner Krieger Blut in diesem  
 Mörtel der Bindstoff war. Der Krieg verscharfte die Götzen  
 und schuf auf deutscher Erde dem Volk die Freiheit. Nur  
 ein Wicht, eine Memme schilt ihn „verloren“.

---

Durch unser Morgengrau spukt und schlottert, freilich,  
 noch allerlei Gespenst. Wirbelt das kräftig aus der Willens-  
 einheit von Regierung und Reichstag strömende Wehen dieses  
 Furchtgebild nicht geschwind auf den Kehrthausen des  
 Schattenreiches? Lauschet einer Kaufmannsklage.

„Die Vorbereitung der Gesetzentwürfe durch das Staats-  
 ministerium ist unvollkommen. Ein Vortragender Rath ist  
 im Stande, das Schicksal eines Gesetzes festzulegen bis zu der  
 Veröffentlichung, indem er alle Einwirkungen auf den Inhalt,  
 die von dem Staatsministerium oder in den verschiedenen Stadien  
 der parlamentarischen Berathung versucht werden, an der Außen-  
 seite des Entwurfes abgleiten läßt, wenn der Gegenstand schwie-  
 rig und die Zahl der Paragraphen groß ist. Schon im Staats-  
 ministerium beherrscht der Ressortminister nicht immer den  
 Stoff, den ihm seine Rätthe in Gestalt eines Gesetzentwurfes  
 mit Motiven vorgelegt haben. Noch viel weniger verwenden  
 die übrigen Minister Zeit und Mühe darauf, sich mit Inhalt  
 und Tragweite eines neuen Gesetzes in allen Einzelheiten ver-

traut zu machen, wenn es nicht Wirkungen hat, die in ihr eigenes Ressort eingreifen. Ist Das aber der Fall, so regt sich das Unabhängigkeitsgefühl und der Partikularismus, wovon jeder der acht förderirten ministeriellen Staaten und jeder Rath in seiner Sphäre beseelt ist. Die Wirkung eines beabsichtigten Gesetzes auf das praktische Leben im Voraus zu beurtheilen, wird aber auch der Ressortminister nicht im Stande sein, wenn er selbst ein einseitiges Produkt der Bureaukratie ist, noch viel weniger aber seine Kollegen. Diejenigen unter ihnen, die das Bewußtsein haben, nicht nur Ressortminister, sondern Staatsminister mit solidarischer Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik zu sein, machen nicht fünf Prozent Derer aus, welche ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Die übrigen beschränken sich auf das Bestreben, ihr Ressort einwandfrei zu verwalten, die Geldmittel dazu von dem Finanzminister und dem Landtag bewilligt zu erhalten und parlamentarische Angriffe auf ihr Ressort mit Beredsamkeit und, nach Bedürfniß unter Preisgebung ihrer Untergebenen, erfolgreich abzuwehren. Die Quittungen, die in der königlichen Unterschrift und der parlamentarischen Bewilligung liegen, sind ausreichend, um daneben die Frage, ob die Sache an sich vernünftig sei, vor einem bureaukratisch-ministeriellen Gewissen nicht zur Entscheidung kommen zu lassen. Ich halte auch die Voraussetzung für trügerisch, daß ein ungeschickter Gesetzentwurf des Ministeriums im Landtag sachlich genügend richtiggestellt werden wird. Er kann und wird hoffentlich in der Regel abgelehnt werden; ist aber die Frage, die er berührt, dringend, so liegt die Gefahr vor, daß auch ministerieller Unsinn glatt durch die parlamentarischen Stadien geht, namentlich, wenn es dem Verfasser gelingt, den einen oder andern einflußreichen oder beredten Freund für sein Erzeugniß zu gewinnen. Die meisten Abgeordneten lesen und prüfen nicht, sondern fragen die für eigene Zwecke arbeitenden und redenden Fraktionführer, wann sie in die Sitzung kommen und wie sie stimmen sollen. Das ist, Alles, aus der menschlichen Natur erklärlich; und Niemand ist darüber zu tadeln, daß er nicht aus seiner Haut hinaus kann. Nur darf man sich darüber nicht täuschen, daß es ein bedenklicher Irrthum ist, anzunehmen, daß unseren Gesetzen heutzutage die Prüfung und vorbereitende Arbeit zu Theil würde, deren sie bedürfen, oder auch nur die, welche sie vor 1848 genossen. Ich kann nur bedauern, daß die Mitwirkung weiterer Kreise zur Vorbereitung der Gesetze, wie sie im Staatsrath und im Volkswirtschaftsrath gegeben war, gegen-

über ministerieller oder monarchischer Ungeduld nicht hinreichend hat zur Geltung gebracht werden können. Ich habe, wenn ich Muße fand, mich mit diesen Problemen zu beschäftigen, zu meinen Kollegen gelegentlich den Wunsch geäußert, daß sie ihre legislatorische Thätigkeit damit beginnen möchten, die Entwürfe zu veröffentlichen, der publizistischen Kritik preiszugeben, möglichst viele sachkundige und an der Frage interessirte Kreise, also Staatsrath, Volkswirtschaftsrath, nach Umständen die Provinziallandtage, zu hören, und erst dann die Berathung im Staatsministerium mögen eintreten lassen. Das Zurückdrängen des Staatsrathes und ähnlicher Berathungskörper schreibe ich hauptsächlich der Eifersucht zu, mit der diese unzünftigen Rathgeber in öffentlichen Angelegenheiten von den zünftigen Räthen und von den Parlamenten betrachtet werden, zugleich aber auch dem Unbehagen, mit dem die ministerielle Machtvollkommenheit innerhalb des eigenen Ressorts auf das Mitreden Anderer blickt.' (Bismarck: 'Gedanken und Erinnerungen', zweiter Band, Seite 271 ff.).

Fürst Bismarck hat diese Gedanken nicht nur in seinen Erinnerungen ausgesprochen, sondern auch während seiner Amtszeit im Jahr 1881 bei der Begründung des preußischen 'Volkswirtschaftsrates', dessen Uebertragung auf das Deutsche Reich ihm in diesem Jahr vom Reichstag mit großer Mehrheit zweimal abgelehnt wurde. Es fragt sich, ob der Reichstag auf dieser Ablehnung noch heute beharren würde, wenn er sich daran erinnerte, wie oft und wie lebhaft schon vor dem Krieg aus den Kreisen des deutschen Erwerblebens über die geringe Mitwirkung dieser Kreise bei der Feststellung und Durcharbeitung solcher Gesetzentwürfe geklagt worden ist, die für unser Wirthschaftsleben entscheidend sind. Auch an die Klagen über die mangelnde Vertretung von Handel und Industrie im „Wirtschaftlichen Ausschuß" sei erinnert. Man kann auch nicht sagen, daß dieser 'Wirtschaftliche Ausschuß' Das ist, was Fürst Bismarck unter dem Volkswirtschaftsrat sich gedacht hat; denn er wird nur nach dem Gutdünken der Regierung zur Besprechung wichtiger Wirthschaftsfragen zusammenberufen, niemals aber hat man daran gedacht, ihm jedes wirtschaftlich wichtige Gesetz ausnahmslos zur Vorberathung und endgiltigen Ausgestaltung zu überweisen.

Alles, was Bismarck über die Gesetzmacherei sagt, paßt durchaus auf die Verordnungsmacherei unserer Kriegszeit und liefert den Stoff zu bitterster Kritik an dem Entwurf zu dem Ermächtigungsgesetz für Maßnahmen des Bundesrathes während

der Uebergangszeit. Rein bureaukratische Gesetzmacherei, selbständige Gesetzfabrikation der Ressorts unter Ausschließung der Sachverständigen, in deren Lebenswerk die Gesetze eingreifen, Fehlen öffentlicher Erörterung: all die von Bismarck gerügten Mängel würden in dem Zustand fühlbar werden, den das Ermächtigungsgesetz schaffen will. Die (so genannte) Uebergangswirtschaft soll geregelt werden nicht durch Gesetze, sondern durch Verordnungen des Bundesrathes, die er nach freiem Belieben, nur in Ausnahmefällen, wenn es sich um ‚grundlegende Fragen‘ handelt, unter Mitwirkung eines Ausschusses von fünfzehn Reichstagsmitgliedern, beschließt. Und würden wirklich alle wichtigen Verordnungen diesem Ausschuß vorgelegt: wo ist die Bürgschaft dafür, daß in diesem Ausschuß der Sachverstand vertreten ist und daß er zu ausreichender Geltung kommt? Eben so wenig ist verbürgt, daß die Oeffentlichkeit Gelegenheit haben wird, sich mit den geplanten Verordnungen und mit deren Einwirkung in die Praxis des Lebens im Voraus irgendwie zu beschäftigen. Der Bundesrath braucht keine Handelskammer, keine amtliche oder selbständige Vertretung der Erwerbskreise zu fragen; diese Körperschaften kommen überhaupt nicht in die Lage, ihre Meinung zu sagen. Eine schlimmere Form von absolutistischer Gesetzmacherei haben wir in Deutschland noch nie gesehen. Im Krieg haben wir sie kennen gelernt und ihre Folgen gespürt. Als die Grundlage dafür, das bekannte Gesetz, bei Beginn des Krieges geschaffen wurde, meinte man, daß für den erwarteten kurzen Kriegszustand eine Ausnahmegesetzgebung notwendig sei. Hätte der Reichstag geahnt, daß der Krieg länger als vier Jahre dauern werde, so hätte er diesem Gesetz wohl nicht zugestimmt. Und heute sollte ers thun?

Wir müssen fordern, daß alles für die ‚Uebergangszeit‘ Geplante vom Reichstag und von den sachverständigen Wirthschaftskreisen gründlich geprüft werde. Dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das künftig das internationale Leben regeln soll, entspricht im nationalen Leben die Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltungorgane auszugestalten, ist eine Aufgabe der Zukunft für unser inneres Leben. In viel weiterem Umfang als bisher müssen die Vertreter der Wirthschaft an der Leitung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst theilhaftig sein. Die Gedanken des Fürsten Bismarck sind nicht nur nicht veraltet, sondern bis heute noch niemals zu rechter Geltung gekommen. Sie sollten eine Warnung sein für die Kreise unseres Wirtschaftslebens, die glauben, auch mit dem bisherigen System sei auszu-

kommen. Stark ist dabei zu betonen, daß die Heranziehung weniger „berufsständischer“ Mitarbeiter aus den Kreisen des Erwerbslebens noch durchaus nicht den Grundsätzen entspricht, die Fürst Bismarck verkündet hat: denn in der Luft der Ministerien werden diese freien Mitarbeiter meist schlimmere Bureaukraten als die Geheimiräthe selber und, was viel schlimmer ist, sie wurzeln mit ihrer materiellen Existenz nicht in ihrem Amt, sondern in ihrem Privatgeschäft. Es liegt aber in der menschlichen Natur, daß man nicht zugleich zweien Herren dienen kann.“

Aus diesen Sätzen spricht die Stimme eines Mannes, der auf gewachsenem Hanseboden ein deutsches Weltunternehmen leitet. Lauschet seinem Gestöhn, Volksvertreter! Gleitet nie in den Bureaukratenwahn, durch den Staubschleier des Aktenkäfigs den Strom des Lebens und alles von ihm getragene, in Schlingeln und Stampfen vorwärts bewegte Fahrzeug richtiger, „unbefangener“ zu sehen als Strombettordner und Schleußenmeister, als Rheder, Kapitän, Ingenieur des Fischdampfers oder Kauffahrers. Vor jedem Schritt in die Welt der Wirklichkeit, vor jedem Schnitt in das Muskelfleisch der zu redlichem Erwerb gestrafften Volkskraft brauchet Ihr den Rath Sachverständiger: als stützen den Stab, nicht als eigenen, freien Urtheils schlechten „Ersatz“. Fest ruht und stolz ragt, wie eine Akropolis auf erstarrter Erdwelle, Demokratie nur auf dem Fels des Bürgervertrauens. Eure Vormänner sind nicht zu selbstherrischen Regirern bestellt: sind die Vertrauensträger der vom Volkswillen erwählten Parlamentsmehrheit; und in gewissenhafte Verwaltung jedes der Volksgemeine zinsenden Hortes verpflichtet. „Ermächtigen“ könnt Ihr den Bundesrath nur im Bezirk der vom Volk Eurer Treue geliehenen Macht; und die wird Zunder, wenn das Feuer der Treupflicht verglimmt. Uebergangswirthschaft? Der Uebergang wird, nach der Niederlage, dem Einsturz der preußisch-deutschen Militärmonarchie, anders, als er in den Schwaden der Lügennebel vom vorsichtigsten Verstand zu ertasten war; ganz anders drum auch das Pulsen und Stocken, das Oben und Unten deutscher Wirthschaft. Die muß mit emsigerer Bescheidenheit als je zuvor die Einfühlung ins international Allumfassende erstreben und kann nur gedeihen, wenn sie in

Enge und Weite dem in Zukunft weisenden Weltzweck, unerschrockener Sozialisierung der Menschheit, dient. Was taugt ihr, was uns ein im Abenddämmern der Ritter- und Räuberromantik ausgeklügeltes Ermächtigungsgesetz? Bis in das Nachtreich der Eulen und Fledermäuse tost morgen das Licht. Klopft und klopft flink die Motten aus dem zottigen Pelz, dem altmodischen Flaus der Staats- und Gemeindeverwaltung! Freiheit ist Kraft; auch im Hügelgelände der Wirtschaft. Merket, endlich, daß neue Welt wird, werden muß. Und besinnet ihr Rechtsstatut.

„1. Alle Friedensörterung muß öffentlich, jeder Friedensvertrag öffentlich nachprüfbar sein; internationale Geheimabkommen soll es nicht mehr geben und die Diplomatie ihr Geschäft vor Aller Auge treiben. 2. Ungeschmälerte Freiheit der Seeschifffahrt (außer in Territorialgewässern) in Friedens- und Kriegszeit; gesperrt ist ihr nur die See, die durch internationalen Beschluß, zu Sicherung internationaler Uebereinkunft, Allen verschlossen ist. 3. Fall aller entbehrlichen Wirtschaftsschranken; Gleichheit der Handelsbedingungen für alle Völker, die Frieden wollen und zu seiner Wahrung bereit sind. 4. Bürgschaft für gleiche Minderung der Wehrmacht bis auf den niedrigsten Rüstungsstand, der die innere Ordnung der Staaten sichert. 5. Aufrichtige und vollkommen unparteiische Schlichtung allen Streites um Kolonien; als unerschütterliche Grundlage aller Entscheidung über Hoheitsrechte das Bewußtsein, daß die Rechte der Ureinwohner das selbe Gewicht haben wie die der Regierung, deren Souverainetät abgegrenzt werden soll. 6. Räumung des Rußland gehörigen Landes; allen Rußland berührenden Fragen ist die Antwort zu suchen, die diesem weiten Reich Unabhängigkeit, freie Entwicklung und Wahl seiner nationalen Einrichtung, freie und gedeihliche Gemeinschaftarbeit mit den anderen Völkern der Erde sichert. Rußland muß freundlicher Aufnahme in die Gesellschaft der freien Völker gewiß sein, selbst sich die Gesetze geben, die es wünscht, und stets Beistand finden, wenn es ihn ersehnt. Die Behandlung, die im Lauf der nächsten Monate dem Russenvolk von den

Brudervölkern gewährt wird, muß den guten Willen dieser Völker und ihr selbstloses Verständniß für Rußlands Nöthe erweisen: und damit eine Probe für das später von ihnen zu Erwartende sein. 7. Der ganze Erdball ist in der Ueberzeugung einig, daß Belgien geräumt, wiederhergestellt werden und in seinen souverainen Rechten so unangetastet bleiben muß wie jedes freie Volk, das sich solcher Rechte erfreut. Keine andere Einzelhandlung vermag so viel wie diese zur Erneuerung des Völkervertrauens auf die Haltbarkeit der Gesetze, die nach dem Willen der Völker den internationalen Verkehr regeln sollen. Alles Völkerrecht wäre ohne solche Heilwirkung für immer entkräftet. 8. Frankreichs Land muß frei und dessen verheerter Theil wiederaufgebaut werden. Damit, im Interesse aller Völker, der Friede gesichert sei, muß das Unrecht, das Preußen 1871 that, als es den Franzosen Elsaß-Lothringen nahm, und das fast ein Halbjahrhundert lang diesen Frieden gefährdete, in Ordnung gebracht werden. 9. Die deutlich erkennbare Linie des nationalen Besitzstandes muß Italiens Grenzen bestimmen. 10. Oesterreich-Ungarn, dem wir in der Nationengesellschaft einen geschützten Platz sichern wollen, muß, so schnell, wie es irgend kann, seinen Völkern die Gewißheit freier Entwicklung verbürgen. Auch zu dieser Verständigung soll der Rath der Nationen mitwirken. 12. Sicherung der Osmanensouverainetät über alle türkischen Reichtheile; aber auch Sicherung des selbständigen Lebens und ganz unbelästigter Entwicklung für die nicht türkischen Völker, die bisher unter Osmanenherrschaft standen. Allen Schiffen und dem Handel aller Völker sind, unter internationaler Bürgschaft, die Dardanellen stets offen. 13. Das freie Polenreich muß alle von unbestreitbarer Polenmehrheit bewohnten Gebiete umfassen, freien Ausgang ins Meer haben und durch internationale Bürgschaft in seinem Landbesitzstand und seiner Wirthschaftsfreiheit geschützt sein. 14. Ein Völkerbund muß, in klaren Vertragsvorschriften, großen und kleinen Völkern unantastbaren Besitzstand und politische Freiheit durch Gemeinbürgschaft sichern.“

Das sind die Vierzehn Punkte aus der Botschaft, die, am achten Januar 1918, Präsident Wilson an den Kongreß

der Vereinigten Staaten von Amerika richtete. Ihnen hat er Sätze nachgeschickt, an die Deutschland ihn heute mahnen darf. „Wir hegen keine Eifersucht auf Deutschlands Größe; und durch unser Programm würde sie nicht verkleinert. Wir neiden ihm weder wissenschaftliche Erfolge und Ehren noch irgendein Unternehmen, das seinem Namen Klang und Glanz erwarb. Wir wollen es nicht kränken noch seine Macht, seinen Einfluß da schmälern, wo sie berechtigt sind. Will es sich durch gerechte Verträge uns und anderen friedlichen Völkern zu aufrichtiger Achtung der Gesetze und nationalen Anstandspflichten gesellen, so denken wir nicht daran, es mit der Waffe oder mit feindsäuliger Wirtschaftvereinbarung zu bekämpfen. Wir wünschen nur, daß es auf seinem Platz in der Welt, in der neuen Welt unserer Tage, anderen Völkern gleiches Recht gewähre. Fern ist uns das Erdreisten, ihm Umsturz oder Umbildung seiner Inneneinrichtung aufzuzwingen. Offen aber müssen wir aussprechen: Vorbedingniß jeder vernünftigen Friedenserörterung ist Klarheit darüber, ob hinter seinen Wortführern die Reichstagsmehrheit steht, ob die Militärpartei und die Schaar, in der noch die Hoffnung auf Weltbeherrschung lebt. Das ganze Programm, das ich verkündete, rankt sich um den einen Grundsatz: Allen Völkern, starken und schwachen, allen Stämmen, großen und kleinen, gleiches Recht, in gesicherter Freiheit so zu leben, wie ihnen beliebt.“

Dem Vorbeding ist heute genügt: die Thorenhoffnung auf Weltherrschaft eingesargt, der Militaristenklüngel geduckt und, dank dem guten Werk der jungen Volksregierung, jedem Reichshaupt und Reichsgeschäftsführer die Straße gesperrt, auf der unbewachte Regung, heimliches Gezettel oder plötzlich sichtbares Gefuchtel, sich in schädliche Wirkung recken, verdichten könnte. Nur aus dem Geist dieser von Deutschlands Volk aufrichtig, frohen Herzens beschworenen Erdverfassung kann im Bezirk der Reichsverwaltung irgend einer Behörde fortan „Ermächtigung“ sprießen.

---

Im Sonnenglanz der von unerschautem Blutopfer erkauften Freiheit verbleicht dem Volk, das sich dem Lügen-

knebel entrafft, selbst sich mündig gesprochen hat, die Frage, wer auf seines Reiches Zinne thronen und in welches Gewand dieses lebendige Symbolon höchsten und tiefsten Volkswesens sich kleiden solle. Ungestüm aber wird draußen, ringsum, nicht nur in Feindesland, Antwort auf diese Frage geheischt. Unter heißem und kaltem Himmel, diesseits und jenseits von der Atlantis rast der See und will sein Opfer haben. Die Wuth verschäumt nicht, ehe das Innenantlitz des Deutschen Kaisers, das in manchem Zug dem Ottos des Dritten, des zuerst als Weltwunder ausposaunten, dann von Roms Bürgern gestürzten Sohnes der Theophano, ähnelt, ins Neronische verfratzt, aus dem von Bewegungsdrang mißleiteten Wilhelm ein tyrannisch rasselnder, von Machtbrunst funkelnder Filmhelm geworden ist. Und die unseres Erlebens, der deutschen Geschichte von gestern Unkundigen wähen, uns geschwind aus dem Hang in Kaiservergottung aufscheuchen, der vom Pfühl erstandenen Vernunft Deutschlands die Gefahr zeigen zu müssen, die ihm von Wilhelms Neigung in Flackerschein und Wechselgeschiller her drohe. Sparet, Bethuliche, des Eiferns Mühe! Wir waren nie starblind; nicht zwei Sommer lang taub. Und hier wurde oft genug, früh genug auch gewarnt.

### 1892: „König Phaeton“.

Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Doch die Mythen auch, die herrlichsten selbst, blühen ab, wenn ihrer Wurzel nicht neues Erdreich aufgeschüttet wird. Und weil der dunstende Herbst, der nach klarem Tage die Nebel emporscheucht, nachdenklich stimmt und weil uns neuerlich anbefohlen ward, rückwärts schreitend den Weg der Geschichte nun abzuwandeln, deshalb vielleicht kam mir in den Sinn, dem Mythos der Milchstraße nachzugröbeln und, an losen Fabeln alter Sänger vorbei, zu dem Sehnen mich hinzufühlen, das erst den Mythos gebar.

Im Sagenlande, das man Arkadien nicht heißen darf, weil es von unruhigem Wünschen im Tiefsten erschüttert war, hatte König Merops geherrscht, ein freundlicher Mann mit gütigem Blick und ein Herr, der die Zeichen der Zeit wohl erkannte. In einem verblättern Buch hatte er gelesen, der Tag sei nah,

wo aus den guldnen Kronen man Goldthaler prägen werde, mit dem Bildniß einer neuen Prinzessin, die den neuen Namen Demokratie empfangen sollte. Und da er buchgläubig war und holder Schwachheit geneigt, sah er mit mildem Mißtrauen immer die Krone an und ihrem mystischen Winken lächelte er in Wehmuth. Nicht zu majestätischen Gletschern flatterte sein Ehrgeiz; sein Gottesgnadenthum, von dem beschränktere Ahnen das Heil erwartet hatten, schlug er gering an und heischte für Reden und Handeln eben nur das Maß von Achtung, dessen Reden und Handeln auch würdig waren und das kein Verständiger dem repräsentativen Manne des Volkes weigern durfte. Uebrigens verschloß er sich keinem guten Rath, wußte klug hinter Klügere zu verschwinden und prunkte und prahlte nie mit einer Einzelkenntniß, die er nach dem Gange seiner Erziehung und in der prächtig dekorirten Enge seiner Palastlebenstage doch nicht erworben haben konnte. Er war ein guter König in schlimmer Zeit. Und Die da wünschten, gegen die drohende Gefahr einer Ochlokratie das monarchische Wesen erhalten zu sehen, die priesen ihn hoch und seufzten, als er zu sterben kam.

Ihm folgte der junge Sohn. Der hieß Phaeton und seinem Ruhm hatten Geberdenspäher und Geschichtenträger längst schon die Pauke gerührt; ein windiger Schreiber, von der Zunft Einer, die mit Federhalter und Tinte damals das alte Weglagererhandwerk aufzunehmen begann, hatte ihn dem Großen Alexander verglichen, ein Magister dem Caesar; jedes unbedachte Wort, das ihm entfuhr, wurde als wunderkindliche Weisheit durch alle Gassen getutet und ein Lärm vollführt, daß von der phaetonischen Aera das Volk sich ein Unerhörtes erwarten mußte. Die Bedächtigen standen bei Seite und dämpften ihre Befürchtung, denn ins Schwabenalter mußte ja Phaeton wachsen, ehe ihm noch gelingen konnte, den reichen Schatz zu verstreuen, den Merops sorgend gehäuft hatte; und so fest stand im Fabellande die Monarchie, daß eine junge Laune sie nicht gleich zu erschüttern vermochte. Und als sie gar hörten, wie der neue Herr immer wieder gelobte, in allen Stücken dem weisen Merops nachzutrachten, da schwand auch aus der Bedächtigen Sinn die letzte Furcht und dem Jubel des Volkes lächelten sie freundlich.

Es geschah aber, daß König Phaeton andere Könige besuchte: und da vernahm er übel klingende Wahrheit. An den Kronen nagte gefräßiger Rost, der vor Edelmetall scheu sonst zurückkroch, und zum Gaste sprachen die müden Herrscher, wie zu Zarathustra sie einst, dem Weisen, gesprochen hatten: „Dieser Ekel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten vergilbten Großväter-Prunk, Schaumünzen für die Dummsten und Schlausten und wer Alles heute mit der Macht Schacher treibt! Wir sind nicht die Ersten: und müssen

es doch bedeuten: dieser Betrugerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschen-Schicksale, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die Ersten Menschen sind. Da wird Alles falsch und schief und ungeheuer.“ Viel noch von solcher Art mußte Phaeton hören; und er erkannte, wie ein trauriges Sterben des Königsgedankens durch die vom Glauben geirrte Welt schlich. Hier sah er dumpfe Dummheit auf stolzem Thron, da zerrten hitzige Spieler und gierige Dirnen an einer Krone, dort entsank das Szepter einer von unheimlicher Krankheit zermorschten Hand. Das Schlimmste aber war, daß die Könige selbst nicht mehr an sich glaubten und zufrieden waren, wenn hinter hohen Gittern, die man Verfassungen hieß, sie ein behagliches Leben in reichen Gewanden und bei standgemäßer Ernährung verbringen durften.

Anders hatte Phaeton, ganz anders, sich seine Sendung geträumt. Von Otto dem Großen hatte er gelesen, dem der Statthalter Petri den Eid der Treue geleistet, und von Otto dem Dritten, den man das Weltwunder nannte und der auf seine Siegel prägen ließ: *Renovatio Imperii Romanorum*. Warum sollte er nicht, dessen winzigstem Worte die Erde doch lauschte, ein neues Weltwunder werden und mit frischem Glanze die Römerkrone umgolden? Auf den am Meisten gefährdeten Thron war er gesetzt. Und dann erst, also lautete des Einsiedlers alte Verkündung, wenn den gefährdetsten Thron der gefährlichste Schwärmer bestiegen habe, werde offenbar werden, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat. Phaeton fühlte sich Mannes genug, um der Welt zu beweisen, wie fern diese Todesstunde der Monarchie noch sei. Mit dem alten Wesen wurde rasch auf geräumt; schlichte Einfachheit von lauter Pracht, stille Zurückhaltung von kühnem Hervortreten abgelöst und der König lächelte leise, so oft man ihm von seinem Vater sprach. Sein Vater! Nicht eines Menschen Sohn mochte er sein: nur ein Gott, Helios allein, der prachtvoll Strahlende, konnte aus seiner Mutter Klymene Schoß ihn gezeugt haben, denn göttlicher Art empfand er sich voll und göttlicher Odem tlähte ihm trotzige Nüstern. Darin lag ja der Fehler, daß Merops in milder Schwäche zu früh sich dem Gottesgnadenthum entkleidet und das farblose Gewand eines geschäftigen Verwalters angethan hatte; sein Beispiel hatte die anderen Könige verführt und mit monarchischer Pracht (der neue Herr sah es wohl) war auch monarchische Macht nun gewichen. Der Vater hatte empfunden, daß er der Erste der Menschen nicht war, und drum mochte ers auch nicht scheinen; der Sohn klammerte sich an den Schein und wollte der Menschheit zeigen, daß er das Sein durchaus besaß und der Erste der Menschen drum auch heißen durfte. Alte Rumpelkammern thaten sich auf, vermottete Herrlichkeit wurde eilig wieder tragfähig gemacht, ein

eifriger Wettbewerb entstand um neue Zierath und neuen Schmuck und den stolz aufgeputzten König blökte die Heerde der Höflinge unterthänigst an: Heil Dir, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches! Und König Phaeton war höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, der Aermste, daß es außer den Höflingen in seinem Lande noch Menschen gab.

Das erfuhr er auch nicht, als er sich ernstlich nun ans Beherrschen machte, Gesetze entwarf, Reformpläne spann und immer bedacht war, das Weltall an seine, des Allumfassers, wachsame Existenz zu gemahnen. Die Heerde der Höflinge nämlich, der längst schon auch von den Ministern Alles, was sich im Amt halten wollte, zugelaufen war, hatte einen wundervoll schlaunen Zauber erdacht, des Königs Gewissen in Ruhe zu wiegen. Für gute Worte, für Geld, und auch, weil von den Parteien stets eine sich freute, wenn die andere die Ruthe bekam, fanden sich immer einige Schreiber, im Sagenlande oder auch in der Nachbarschaft, die den königlichen Schritten Beifall spendeten; und ihre Zahl wuchs an. Denn ein König, der so viel zu schreiben giebt, an dem man mit Zeilen so viel verdienen kann: Das ist eine Seltenheit, im Sagenlande sogar, und solchen Schreibemonarchen muß man wohl loben. Diese Lobschreibereien nun wurden, in sauberen Ausschnitten sauber zusammengeklebt, dem Könige vorgelegt, auf daß er erfahre, wie seinen Weg die Oeffentliche Meinung mit wohlwollenden Wünschen und zuversichtlicher Hoffnung begleite. Und wiederum war König Phaeton höchst froh und allerhöchst zufrieden; denn er wußte ja nicht, daß es außer Höflingen und feilen Schreibern in seinem Lande noch Menschen gab.

Es gab noch Menschen; und allgemach wurden sie ungeduldig. Jahre lang hatten sie im Fabellande ruhig gelebt, den alten Merops ehrfürchtig begrüßt, um sein persönliches Thun und Lassen aber sich nicht bekümmert und immer am Abend gewußt, wie am anderen Morgen der Wind pfeifen werde. Damit wars nun vorbei: hastig wurde regirt, hastig gelebt und kein Luftdruckmesser half den rathlos nach Wetterzeichen Ausspähenden. Am Meisten aber verdroß sie, daß nun das hohe Gitter, das man die Verfassung hieß, durchfeilt und durchsägt wurde, daß man den König jetzt immer und überall sah und der nun verlangte, von ihm, von dem Gottentsprossenen, müßten die Menschen sich, ohne nach Weg und Richtung zu fragen oder zu forschen, willenlos leiten lassen, einem Ziel entgegen, dessen Geheimniß der Führer im Busen barg. Von den Fabellandleuten meinten die Alten, zu solchen Experimenten seien sie nicht mehr jung genug und ein König sei doch am Ende auch nur ein Mensch und meistens an Reife und Einsicht gleichalterigen Menschen nicht gleich, weil Die im Kampfe des offenen Lebens ganz andere Erfahrung doch sammeln. Die Jungen aber unter den Fabellandleuten, denen das kecke Selbstvertrauen

des Führers gar gewaltig imponierte, weil er mit seiner Allwissenheit den Alten die Augen austach, die Jungen forderten (und schließlich stand ja auch ihnen Leib und Leben auf dem Spiel) eine Probe: Bist Du in Wahrheit Gottes Sohn, wohl, so zeige uns Deine Kraft! Helios, den Du als den Vater ansprichst, hat allen Menschen, den Armen auch und den Elenden, das Licht geteilt, daß ihrer nicht Einer im Dunkel blieb. Besteige Du seinen goldenen Wagen, bringe in Hütten, wo Dunkel jetzt lastet und bresthafte Trübsal, das Licht zurück und die Freude am Leben: und niedersinken wollen wir gern in den Staub und mit Deinen Höflingen um die Wette anbetend rufen: Heil Phaeton, Heil ihm, dem Wunder der Welt, dem Neuschöpfer des alten Reiches!

Ein erstes Wunder geschah: der Ruf drang bis an den Thron. Und da die Luftfahrt persönlichen Neigungen des Königs entsprach, da ihm dunkel auch die Höhe des Einsatzes aufdämmern mochte (denn eine Rückkehr in das alte System des Merops gab es nicht mehr und nur Sieg oder Tod bot noch das Schicksal dem Königsgedanken), so wurde dem Wünschen der Jungen Erfüllung und gefährlichen Höhen trieb der waghalsige Lenker die scheuenden Rosse zu. Auf güldenem Gefährt im Purpur der Jüngling: jauchzend sah der Erdball das Schauspiel, das auf die verdüsterte Welt immer helleren Glanz zurückwarf, immer gleißenderen, — bis züngelnde Flammen emporleckten und in tollem Funkengestiebe die ganze durchmottete Herrlichkeit dann versank. In wildem Jagen hatte das Gespann in die leichten Binsendächer der Armen allzu wärmende Strahlen entsandt, lichterloh flackerte das Gebälk und in heulendem Jammer wälzte es aus den Höhlen sich in die Gassen: der ganze Troß der Elenden, die das Licht gesehen hatten und denen im Dunkel nun das letzte Lager in Asche sank.

Als der Rauch sich (es war tief in der Nacht) endlich verzog, war in der Runde von Rossen und Lenker nichts mehr zu erblicken. Es gab keinen König mehr: denn Phaeton hatte mit brennender Deutlichkeit die Menschen gelehrt, daß die Vorsehung den Königsgedanken verworfen hat, da auf den gefährdetsten Thron sie den gefährlichsten Schwärmer gelangen ließ. Zum geschäftigen Verwalter berief man nun einen Bürger: im Purpur war ja nicht göttliche Macht; und ein schwarzer Rock ist viel billiger als Hermelin.

... Am Nachthimmel ein lichter Streif, zwischen zwei helleren Punkten ein matt beleuchteter Steg: die Milchstraße nennen die Menschen ihn und einen schönen Mythos ersannen sie, sein mildes Dämmern zu erklären. Dort fuhr Phaeton entlang, spricht wohl der Vater zum Sohn; doch sein Vermessen strafte der allgewaltige Zeus. Dessen Blitz schleuderte ihn in des Eridanos Tiefen. Phaeton aber, heute wissen wirs, war ein König, der ein

verblichenes Gottesgnadenthum zu der Sonne emporführen wollte. Und Der ihn schlug, war nicht Zeus, der Hochmögenden immer noch lächelte. König Phaeton fiel durch den alten Chronos. Sein Vernichter war der rächende Gott der Zeit.

### 1918: „An den Kaiser“.

Eurer Majestät Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach mit schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regierung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschenpalieren und buntem Fahnenpomp entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region. Dann kam die Kunde, mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer haben bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß gerade während seiner Regierungszeit die Zahl ihrer Anhänger sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften“ bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers“ sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung“ betrachtet werden, sondern fällen gerade über die

neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammandes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen“ unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelungslehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen großer Europäer zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht zu freier Aussprache der eigenen Meinung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, als bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte aus Mitempfinden Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen aus diesem Mund neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones“, von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die

sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbände geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht zu erblicken.

... Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regierung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präladirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, nein: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneut werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will heute noch einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Meinung fertig, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Meinung muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme“ eines Buches „bereit erklärt“, in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehrern suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unter-

breitet werden, die einen Teil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte der Sinn zu allerlei ernstesten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer Protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten; wie ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer; aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen von dem Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht (der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen), ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regierungsjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine ungewöhnliche Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzierte König weist allzu hitzige Be-

wunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Meinungen, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Anno 1898. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel wohl zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die Königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Ma-

jestät gegeben werden könnten.“ Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel; und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektorisches Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei solchen „Begründungen“ wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Schärer verfahren: „Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas.“ Ein Herr in der Robe wird sich also am Tag der Hauptverhandlung vom Sitz erheben, die Barette aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmten Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ . . und so weiter. Zuvor aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne . . . Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungsgriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich so unfassbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was krecht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt

begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei (einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legende, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht), während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungsblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in officiellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen.... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Wie auch das Strafverfahren ende: ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen.... Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgnis eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire“, so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören; sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzen Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Näherten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der

dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitel zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können.“ Im Deutschen Reich Wilhelms des Zweiten ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig vereiteln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen? ... Schopenhauer schrieb einmal: „Die Wahrheit steckt tief im Brunnen“, hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt.“ Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlagen noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen“ zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe ich die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewählt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der „rothen Rotte“, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungsausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeber-

dig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthhaus und erzählen einander Kaiseraneddoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung bezeugen, haben ihrem Gutsnachbar eben den neuesten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Simplizissimus oder der Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die morgens einen Beleidiger der Majestät ins Gefängnis schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Mund ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche und künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Staatsanwälten der Majestätsbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine

Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Lande treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem unbequemen Schreiber, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn Die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännliche Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen“ zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie diese Männer, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergibt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken. . . Aber mir bangt nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

. . . Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: „Nicht die Natur, erst die Civilisation hat Könige erschaffen. Ein nackter König: undenkbar, erst in Kleidern scheint ers.“ Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungsstücke zeigen: Thut er es, wie ja sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern; dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden; muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier

und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen: und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berrysers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tölkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann.“ Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchenflüchter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthurmes zu bringen vermag. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das lehrt nun die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man, Herr Kaiser, einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakenkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen möge, wünscht M. H.

### 1908: „Gegen den Kaiser“.

Die Kaiserkrise ist Allen sichtbar geworden. Seit sechzehn Jahren ward hier gesagt, daß sie kommen müsse, wenn erwachender Massenmuth zur Wahrhaftigkeit nicht ein Wunder wirke. Seit dem März des Jahres 1890 hatte die mächtigste deutsche Stimme sie angekündet. War Bismarck ein verbitterter Greis, der ins Amt zurück wollte? Hat er nicht Alles, was geschehen ist, vorausgesehen? Wir müssen dafür sorgen, daß nicht auch seine düsterste Prophezeiung noch erfüllt wird. Wir wollen nicht neue Sündenböcke in die Wüste schicken; nicht betitelte und besternte Herren zu Prügelknaben machen. Die Halbmänner, deren schädlicher Einfluß Jahrzehnte lang, Unheil zeugend, fortgewirkt hatte, sind beseitigt. Was sie angerichtet haben, sieht jedes ungetrübte Auge. Ob die Spur ihres Trachtens je ganz wegzuwischen sein wird, bleibt fraglich. Doch der Ring ist gesprengt. Und unzulängliche Rathgeber nisten sich überall ein. Jetzt hat die Nation mit dem Kaiser zu reden. Nur mit ihm. Die Fehler der Handlanger verschwinden neben der furchtbaren Gefahr, die er heraufbeschworen hat. Dem Reich heraufbeschworen hätte, auch wenn keins der vor Briten ohren von ihm gesprochenen Worte gedruckt worden wäre. Merkt die Kurzsicht noch immer nicht, daß die Veröffentlichung der Interviews (in The Daily Telegraph) in dem traurigen Stück deutscher Geschichte der einzige Akt ist, der uns Trost gewähren

kann? Daß in dem Streit um das Bestimmungsrecht des deutschen Volkes die Hauptfrage nur lauten darf: Hat der Deutsche Kaiser die Sätze, die der britische Oberst ihm zuschrieb, gesprochen?

Er hat sie gesprochen. Konnte sie sprechen. Und hat, als er sie las, in ihnen den Ausdruck seines Denkens und Wollens erkannt. Seine Absicht war, den Briten zu sagen, daß er sie herzlicher liebe, als der Mehrheit seiner Landsleute erwünscht sei; daß er ihr Reich vor dem Zusammenbruch bewahrt, in tiefster Noth ihnen, die im Landkrieg rathlos waren, den wirksamen Feldzugsplan geliefert, die heimliche wühlende Feindschaft der (ihnen jetzt eng befreundeten) Mächte vereitelt, die Einladung in ein antibritisches Bündniß nicht nur abgelehnt, sondern, trotzdem sie Verschwiegenheit bedingte, nach London gemeldet habe; und daß die deutsche Flotte zum Kampf gegen Japan und China bestimmt sei. Die Mehrheit der Deutschen haßt England (also habt Ihr die Kriegsgefahr vor der Thür und die Wahl, ob Ihr morgen losschlagen oder noch hastiger Dreadnoughts bauen wollt). Wenn ich die russischen und französischen Anerbietungen, die im Vertrauen auf unsere Diskretion nach Berlin kamen, nicht abgewiesen und flink meiner Großmutter mitgetheilt hätte, wäre es Euch schlecht gegangen (überlegt also, ob Rußland und Frankreich zuverlässige Freunde sind). Um Euch aus der Ohnmacht zu helfen, habe ich, der höchste Kriegsherr des deutschen Heeres, einen Feldzugsplan für die britische Armee ausgearbeitet (also die Neutralitätspflicht verletzt) und dem Großen Generalstab zur Prüfung übergeben (also die Zeit meiner klügsten Offiziere mit Englands Interesse belastet). Meine Flotte baue ich, um für den Kampf um den Stillen Ozean stark zu werden (also merkt Euch, daß wir da große Ambitionen haben, und erzählt den gelben Männern, daß wir ihnen ans Leben wollen). Das hat Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, vor Engländern gesagt. Daß Einer, der sich der Macht entkleiden will, so spräche, wäre noch zu begreifen. Auch ihm müßte staatsmännischer Sinn empfehlen, die Herrscherhoffnung des Erben nicht im Keim zu zerstören. Daß Einer, der weiterregieren will, sich draußen so um alles Vertrauen, um allen Glauben an seine Eignung für die einfachsten Aufgaben der Politik gebracht hat, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte. Ohne Beispiel auch die Wirkung dieser Worte auf dem weiten Rund der Erde. Angeln, Romanen, Slawen, Mongolen stehen gegen uns vereint. Vom Weißen bis zum Gelben Meer Wuth und Hohn. Wenn das Balkangewitter vorbeigezogen ist, werden behende Vermittler in Wien leis anfragen, ob Oesterreich-Ungarn noch Lust habe, allein mit diesem Nachbar im Schmollwinkel zu bleiben. Und vielleicht die Antwort hören, daß die richtige Einschätzung der berliner Diskretion schon aus der Zeit der ersten englischen Interview Wilhelms stamme. Deshalb sei dem Bundesgenossen damals auch über Bosnien und die Herzegowina nichts anvertraut worden.

Will der Kaiser und König der Krone entsagen? In geringerer, in nicht selbst verschuldeter Fährniß hat sein Großvater daran gedacht. Den Enkel wird kein Frauenwunsch und keine Volksdrohung drängen. Sein Wille ist frei. Doch er darf sich nicht darüber täuschen, daß seine Volksgenossen jetzt gegen ihn sind und daß kein Kanzler sich, der alte nicht noch ein neuer, halten kann, der nicht aus dem Munde des Kaisers die Bürgschaft unverbrüchlicher Selbstbescheidung bringt. Die muß Deutschland fordern. Auch das Haus Hohenzollern. In dieser grausam ersten Stunde noch. Sonst wird es zu spät.

Der Lorber hängt heute niedrig und der Spazirgänger kann leichte Kränze bequem erreichen. Absolutismus, persönliches Regiment, Redseligkeit, verspätetes Schwanenritterthum, impulsive, launische, romantische Politik: so abgegriffene Wortspielmarken erkaufen dem geistlosen Redner dröhnenden Massenbeifall. Wer das Nahen der Kaiserkrise früh erkannt, fast zwei Jahrzehnte lang vor ihr, trotz Schmähung, Vermögensschädigung, Einsperrung, als vor der drohenden Reichsgefahr furchtlos gewarnt hat, Der braucht sich jetzt nicht in Schweiß zu schreien, um den Applauspendern zu beweisen, daß ihm im Dunstkreis der Majestät feige Scheu nicht für immer die Kehle zuegschnürt hat. Der darf ruhig reden; gelassen wie Einer, der von unbestrittenen, unbestreitbaren Thatsachen spricht. Sind sie bestritten worden? Sind sie zu bestreiten? Nicht Einer hats auch nur versucht. Im weiten deutschen Land nicht ein irgendwie Beträchtlicher, dem Fronpflicht nicht das Kreuz so nutzlosen Mühens aufzwang. So weit sind wir. Endlich. Und dürfen aufathmen: denn der Erdkreis merkt nun wieder, daß auf deutschem Boden nicht eine Heerde lebt, die der Wink des Hirten auf eine kahle Dühnenklippe treibt oder in den Stall pfercht. ! Daß germanische Volkheit im Qualm der Städte den Stolz freier Sassen noch nicht verlernt hat; daß sie nach selbstherrlichem Ermessen ihr Vertrauen giebt und nimmt; und, wenn Nothwendigkeit befiehlt, dem Haupt der in ihrem Bereich mächtigsten Familie mit unüberhörbarer Stimme, wie Hiobs Gott einst dem wilden Meer, zuruft: „Bis hierher darf Deine Gewalt reichen und nicht um Fußes Breite je weiter!“ Das ist geschehen. Da der Wunsch treuer Herzen, die Majestät möge sich wieder mit Wolken kleiden und in Dunst wie in Windeln wickeln, unerfüllt geblieben ist, im Gebraus üppigen Hoflagerlebens wohl gar nicht vernommen ward, haben tausend schrille Stimmen von dem Kaiser und König Gehör erzwungen. In den rauhen Chor klang eine fromm mahnende Weise hinein; wie ins Feuergeläut der umflorte Ton einer Totenglocke. Der Vorstand der Konservativen Partei hat eine Erklärung veröffentlicht, in der gesagt wird: „Wir sehen mit Sorge, daß Aeußerungen Seiner Majestät des Kaisers, gewiß von edlen Motiven ausgehend, nicht selten dazu beigetragen haben, zum Theil durch mißverständliche

Auslegung, unsere Auswärtige Politik in schwierige Lage zu bringen. Wir halten, geleitet von dem Bestreben, das kaiserliche Ansehen vor einer Kritik und Diskussion, die nicht zuträglich sind zu bewahren, und von der Pflicht beseelt, das Deutsche Reich und Volk vor Verwicklungen und Nachtheilen zu schützen, uns zu dem ehrfurchtvollen Ausdruck des Wunsches verbunden, daß in solchen Aeußerungen künftig eine größere Zurückhaltung beobachtet werden möge.“ Eine Totenglocke. Die einen ehrwürdigen Wahn zur letzten Ruhstatt geleitet. Ein König von Gottes Gnaden dürfte nie getadelt, niemals zu „größerer Zurückhaltung“ gemahnt werden. Der wüßte besser als jeder Andere, was ihm ziemt, was dem Lande frommt. Der fünfte Novembertag des Jahres 1908, der diese Erklärung gebär, ist aus Preußens Geschichte nicht mehr zu tilgen und die Männer, die uns ihn erleben ließen, verdienen Dank; trotzdem sie nicht Alles thaten, was die Noth der Zeit zu thun drängte. Wie dünnes Spinnengewebe nur umkleiden die Kurialien und Klauseln die ernsteste Rüge. Die Erklärung kann nicht verhallen und muß fortwirken wie eine That. Und die Männer, die sich dazu entschlossen, haben den Kranz, der Tapferen lohnt, nicht in bequemem Schlendern erreicht.

Vor zwanzig Jahren beim Johannitermahl in Sonnenburg, hat Wilhelm der Zweite die „Edelsten des Volkes“ als seine zuverlässigsten Helfer gerühmt. Sechs Jahre danach sprach er in der Krönungstadt preußischer Könige: „Wie der Epheu sich um den knorrigen Eichstamm legt, ihn schmückt mit seinem Laub und ihn schützt, wenn Stürme seine Krone durchbrausen, so schließt sich der preußische Adel um mein Haus.“ Der sichtbarste Theil des Adels hat vor der Antwort auf die Reichslebensfrage so lange gezauert, daß die kaiserliche Katachrese an Sätze erinnern mußte, die Goethe ins Buch seines Erlebens schrieb: „Wie die Mollusken keine Knochen, so hat der Epheu keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus und am Allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sei ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.“ Die Zeit ist vorbei. Der Adel will nicht länger anschmiegsamer Epheu sein. Nicht blind, wie ihm zugemuthet ward, durch Dick und Dünn folgen. Die Von Buch, Erffa, Heydebrand, Kröcher, Manteuffel, Mirbach, Normann, Pappenheim fühlen, daß ihre Kaste verloren wäre, wenn sie sich jetzt noch völlig von dem Empfinden der Nation schied. Sie haben Brüder und Vettern, Söhne und Schwiegersöhne in der Armee und in der Verwaltung, sind dem Hofbann erreichbar: und sprechen dennoch deutlicher als irgendwo eine bourgeois Gruppe. Muthig und (deshalb) klug. Hat Wilhelm sie gehört? Begriffen, wie tief das Volksgemüth erregt sein mußte, ehe der Freiherr von Manteuffel, der Präsident des Preussischen

Herrenhauses, sich entschloß, seinen Namen, eines sozial und wirtschaftlich bedrohbaren Mannes, als ersten unter die Rüge zu setzen? Die um den Kaiser und König sind, waren seit Jahren verpflichtet, so zu ihm zu sprechen wie die elf Deklaranten. Ihm zu sagen, wie im Reich über ihn gedacht werde; in den Palästen der Bundesfürsten und im Bauernhaus, auf dem Landsitz der Junkerfamilien und im Prunkzimmer des reichen Städters, im Kasino und in der Fabrik. Dann wäre der Wunsch, den die Deklaranten, um diligentiam zu zeigen, ihrer Mahnung anhängten, vielleicht zu erfüllen: dürfte man über das Geschehene schweigen. Jetzt darfs nicht sein. Um des Reiches willen. Noch ist nichts gewirkt, nichts gesühnt, nichts verbürgt. Ist durchaus nicht sicher, daß nach ein paar Wochen das alte Leid nicht wieder die Volkskräfte lähmt. Das aber darf nicht sein. Um des Reiches, auch um des Kaisers willen.

„Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden[, schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen“ könne. Als er darum ersucht worden war, kam das Zeppelinspektakulum als Trutzantwort. Wurde der alte Graf vor allem Volk aufgefordert, so rasch wie möglich neue Luftschiffe zu bauen. Warum so rasch? Der Brite frags; und erwidert selbst: Weil der Kaiser uns an den Inselleib will. Das ist gedruckt worden. Da haben wirs also wieder. Ein Geschäftsmann ruft nicht über den Markt, was er vor hat. Ein Deutscher Kaiser, der die Kriegsschiffe für Meer und Luft nicht schnell genug fertig haben kann, mag tausendmal betheuern, daß er nichts Arges gegen Britanien sinnt: kein Engländer wirds ihm glauben. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thun, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, taktlose, ungeschickte

oder kompromittirte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Damaskus, Kiautschau, Tanger, Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Hale . . . Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden (und in England liegt noch gefährlicher Sprengstoff in Fülle). Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenperthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtmann, Prediger, Maschinentechner und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu reifen vermag. „Das Weltall Dir unterthan“: Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne Zustimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen. nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

Wenn wir heute leugnen, werden wir morgen überführt. Wenn wir heute aufathmen, schnürt morgen neuer Gram, neue Scham uns

die Kehle zu. Je schneller das Gift herauseitert, je rascher der im Inselreich gehäufte Sprengstoff zerprasselt, um so besser für Deutschland. Wir könnens dem Kaiser nicht ersparen. Warum ersparte er uns nicht die Wahl, zuerst an ihn oder ans Reich zuerst zu denken? Er hat in den zwei Interviews Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Holland, die Türkei gekränkt, alle Anderen mißtrauisch gemacht und in Amerika, wo er eifernd Liebe gesät hatte, nur Haß und Hohn geerntet. Vorbei. Zwei Möglichkeiten boten sich ihm. Er konnte dem Reich das Opfer freiwilliger Abdankung bringen oder auf das Amt des Geschäftsführers verzichten, für das er nicht paßt und das heute keinem Gekrönten und drum Unentfernbarern zufallen darf. Diesen Verzicht hat er öffentlich ausgesprochen; braucht unser Vertrauen in seine Politikerfähigkeit also nicht mehr. Darf, wie jeder Gentleman, aber fordern, daß seinem Wort geglaubt wird. Er will nicht in Bossuets, nicht in Fritzens Sinn ferner noch deutsches Schicksal regiren, sondern der still thronende König und Kaiser reifer und selbstbewußter Völker sein, die mit seinen Ahnen Verträge geschlossen haben. Ob ers vermag, müssen wir in Geduld abwarten. Doch entschlossen sein, jedem Schritt, der auf den Weg ins Unglück zurückführen könnte, uns wuchtig entgegenzustemmen. Nicht Friede ist: Waffenstillstand.

Auch Deutschlands Volk muß sich ändern. Dem Tand, dem Prunkschauspiel, der Titelsucht entsagen, dem Schmeicheldienst sich entwöhnen, seine Grundrechte gebrauchen, dem König und Kaiser imponiren lernen. Wer kennt denn die Verfassung gründlich? Wer nur von Denen, die sie jetzt umstülpen oder flicken möchten? Sie genügte dem Bedürfniß gestern noch; mit geringeren Rechten und Machtmitteln hat Britaniens Parlament die Stuarts unter den Willen des Gesetzes gebeugt. Kriechet nicht vor dem Kaiser noch haltet Euch fern von ihm wie, in der Sterbestunde, Chinas Edle von dem Himmelssohn, dessen Siechbett Keiner nahen darf und der in Asiens Hofpomp einsam verröchelt. Sehet ihn menschlich; den Menschen. Wenn an seinem Willen auch nie wieder das Schicksal deutscher Menschheit hängen darf: ein guter Vertreter leuchtender Rechtshoheit kann dieser Impressionable, mit seinem wirbelnden Eifer, seiner fluthenden und ebbenden Einbildnerkraft, morgen noch werden. Macht es ihm leicht; unüberwindlich schwer nur die Erfüllung des jäh etwa auflackernden Wunsches, wieder in den Bereich nüchterner Geschäfte hineinzutosen. Ringt ihm Achtung ab; die Erkenntnis, daß Ihr sicherer, als er that, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige herausrechnen könnt. Und sprecht gelassen dann, mit artiger Tapferkeit, zu den Fremden: „Daß Euch des Kaisers Zunge gekränkt hat, schmerzt uns. Daß er in der Stunde des Scheltens und Drohens eben so ehrlich war wie in der des Werbens und Streichelns, braucht Ihr nicht zu glauben. Wir wissens. Fraget fortan nicht immer nur ihm nach. Meinet nicht, Ihr Briten, weil seine vom Onkel gereizten Nerven von Weltkata-

strophen träumten, für die Abwehr deutscher Erobererheere Euch rüsten zu müssen. Im Bannkreis solchen Spukes müßte Euer Wohlstand, wie unser jüngerer, versiechen; und trotz der Interessenspaltung sind wir doch Verwandte und nicht für ewige Zeit vor der gelben, der braunen und schwarzen Menschheit in sicherer Hut. Wenn Ihr die Hoffnung aufgebt, sechzig Millionen arbeitssamer, gestählter und geschulter Menschen je wieder als arme Vettern aus dem Kontinentalwinkel behandeln zu dürfen, werden wir uns eines Tages auch über die Flotte verständigen. Weil wir müssen. Beide. Schon denkt mancher Ernüchterte wie Fritz von Preußen einst: „Ich glaube nicht, daß wir uns je überreden lassen dürfen, eine Kriegsmarine zu schaffen. Den großen Flotten Europas würde unsere doch nie an Kraft gleichen; und wenn wir weniger Schiffe haben als andere Nationen, ist die Ausgabe nutzlos. Um das für die Flotte nöthige Geld aufzutreiben, müßten wir am Landheer knausern. Mir aber scheint nützlicher, die stärkste Armee Europas zu haben als unter den großen Seemächten die schwächste zu sein.“ (Exposé du gouvernement prussien, des principes sur lesquels il roule, avec quelques réflexions politiques.) Luftfahrzeuge werdet Ihr nicht langsamer bauen als wir. Wollt Ihr, weil wir Euch vereinsamt scheinen und auf der See und in der Luft noch fern vom Ziel unbedachter Sehnsucht sind, für ein Jahrhundert ein muthiges, mit gefährlicher Schnelle sich mehrendes Volk Euch verfeinden? Einem habt Ihr fürchterliches Planen zugetraut. Er blitzt nicht mehr; wird Euch mit Donner nicht mehr aufschrecken; ein Kaiser wie andere Kaiser werden. Merket Alle, in West und Ost! Wie Wilhelm über eine Person, eine Sache denkt: daran hängt nicht mehr die Entscheidung. Der Versuch, ihn durch Schmeicheleien zu ködern oder durch Bluff einzuschüchtern, verheißt nicht länger Lohn. Wer mit dem Deutschen Reich Geschäfte machen will, muß die Stimmung des deutschen Volkes errechnen. Wer dem Deutschen Reich Schaden oder Schande stiften will, auf die einmüthige Abwehr vom deutschen Volk gefaßt sein. Das will in ernster Stille mit starkem Arm seiner Kinder Land bestellen. Und sein Kaiser hat auf die Möglichkeit verzichtet, Unrechtes zu thun.“

Am siebenzehnten November 1908. Da stand im amtlichen Theil des Reichsanzeigers: „Der Kaiser erblickt seine vornehmste Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zuzusichern. Dem gemäß billigte er die Ausführungen des Kanzlers im Reichstag und versicherte den Fürsten von Bülow seines fortdauernden Vertrauens.“ Der durfte ohne Ueberhast sich (nach dem Brauchwort aus huldvollem Herzen) „seine Matratze stopfen“; ächzte auch hinter der Bö des „Daily Telegraph“ noch unter Last und Lärm täglichen Telegraphirens, Feierns, Betriebes; fiel dann von dem selben

Paradedeck, das ihn in Glanz geschaukelt hatte. Und Alles blieb, wie es seit zwanzig Jahren gewesen war. Unsereins, spottete der unsanfter, nach kaum längerer Verschnaufenspause, weggeschickte Bismarck, „ist froh, wenn der eine Geburtstag in jedem Jahr überstanden ist: der junge Herr möchte alle Tage Geburtstag haben.“ Die Lust daran hat der alternde sich nicht abgewöhnt. Kein Gott je die Freude an Weihrauh. „Wer lange regirt hat, müßte verschmachten, wenn ihn nicht Lob umsänge. Und doch sind Könige Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint selbstgefällig, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht.“ Als grämlicher Greis raunzt Fritz so, der einzige Zollern, aus dem (von unreinem Docht) eine Genieflamme knistert. Seines Neffen koburgisch gesprenkelter Urenkel bescheidet sich nicht in den kahlen Zwang nüchternen Geschäftes. „Einer nur ist Herr im Land und der Eine bin ich.“ „Ohne den deutschen Kaiser giebts auf dem Erdball keine Entscheidung.“ Zu Onkel Eduard: „Blut ist dicker als Wasser.“ Zum Gossudar Niki: „Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer.“ Dann: „Unter meinem Dach haben die Zwei, als Hochzeitgäste, sich gegen mich tückisch verschworen.“ „Wir hatten zu häßliche Auswüchse; Sezession und so was. Der Krieg ist ein Glück für uns. Jetzt wollen wir sie dreschen.“ Genug; sonst brennt in hundert Narben die Erinnerung an unsägliches Leid. Doch Einem, der vor der schwersten Pflicht nie banggezaudert hat, ritzt Salvaders Bußpredigt nirgends die Seelen hat. Wir wissen, bethuliche Feinde, durchaus, was war, was ist; und blicken aus wachem Auge bis auf den Grund unseres Kelches. Eurem Einspruch ist nur der Innenzustand offen, aus dem internationale Gefahr keimen könnte. Der war. Wird nie wieder. Alle Kraft zum Guten, keine zum Schlechten ist, auch nach fritzischer Mahnung, dem König, dem Kaiser gewahrt. Die Abrechnung ist Deutschlands eigene, heilig ernste Sache. Und seines freien Willens Recht, die Stunde zu solchem Verhängnißwerk zu bestimmen.

---

In der Note, die, sogleich nach dem Eingang des von Deutschland beglaubigten Wortlautes, die Frage nach der Bereitschaft zu Waffenstillstand bejaht, sagt Präsident Wilson:

„Weil der Weltfriede jetzt an aufrechtem Geradsinn hängt, befiehlt Pflicht unzweideutig offene Rede und verbietet die Milderung schroffen Tones. Den Kriegsgenossen kann ich, zu Erwägung, nur den Waffenstillstand vorlegen, der vor Wiederaufnahme der Kampfhandlungen schützt und in dessen Dauer die Ausführung alles Zugesagten zu erzwingen ist. Die Zwangsmöglichkeit muß jede Einzelbestimmung der ‚Punkte‘ umfassen. Solche Sicherung ist unerlässlich, weil wie bedeutsam groß der in Deutschlands Verfassung bewirkte Wandel auch sei, der Kern der Schwierigkeit noch nicht erreicht scheint. Nur der Wille des deutschen Volkes soll fortan Krieg entfesseln und enden. Doch über den Krieg von heute hat er keine Gewalt: denn der Einfluß des Königs von Preußen ist ungedämmt, die Macht der Reichsmilitärbehörden nicht dem Volkswillen unterthan und alle Entscheidung Denen gelassen, die bisher Deutschlands Herren waren. Diesen aber weigern die Völker der Erde ihr Vertrauen. Weder morgen noch jemals wollen die Vereinigten Staaten über Friedensschluß, Rechtssühnung, völkerrechtliche Pflichtleistung mit selbstherrisch Thronenden oder mit Heereshäuptern verhandeln. Die dürfen nur Unterwerfung, nicht Verständigung, anbieten. Verhandeln können und wollen die Vereinigten Staaten nur mit Männern, die sich im Ernst Vertreter des deutschen Volkes nennen dürfen und denen die Verfassung einen unentreibbaren Regirersitz einräumt. Durch Verhüllung solcher Grundpfeiler des Denkens und Wollens würde der Sache, um die es geht, nicht gedient.“ Der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes hat geantwortet: die Volksregierung, der seit dem Verfassungswandel alle Machtbefugniß zugefallen, auch die Militärgewalt unterstellt sei, werde, allein, verhandeln, entscheiden; und harre der Angabe, unter welchem Beding der Waffenstillstand zu erlangen sei. Harter Forderung ist sie, sind wir gewärtig. Oesterreich, Ungarn und die Türkei haben sich, weil sie zu müssen glaubten, auf Gnade oder Ungnade ergeben. Der czecho-slowakische und der südslawische Staat klammern sich mit allen Fasern in die Gunst der Westmächte, denen sie selbständiges Leben danken, und können morgen Aufmarschgebiete des Feindes sein. Graf Andrassy, als Liquidator der Doppelmonarchie Burians Erbe, hat sich,

ohne Deckung durch einen Vermittler, an die Regirungen Amerikas, Englands, Frankreichs, Italiens gewandt. Wen hats, wie Donner den Blinden, noch überrascht? Vor zwei Wochen sagte ich: „Es gehört zu den grausigsten Witzten der Weltgeschichte: ein Krieg, von unserer Staatsweisheit unternommen, um ein unhaltbares Oesterreich zu halten, hat jetzt bewirkt, daß dieses Oesterreich sich selbst für unhaltbar in seinen alten Formen erklärt, auseinanderfällt und seinen nicht deutschen und nicht magyrischen Völkern, den Schützlingen seiner Feinde, die Konzessionen macht, die sie begehren. Wir sind allein: am Abgrund. Kein künstlich aufgequältes Dickicht mehr, ihn zu verbergen!“ Allein, deutsches Volk; doch, endlich, frei zu würdiger Gestaltung Deines Sehns und edler Gemeinschaft nicht länger unwerth. Drückende Bedingniß der Waffenruhe? Die Seesperre, die dem vereinsamten, auch in Ost bald wohl umwallten Deutschland nun noch rauher fühlbar werden muß, böte den Feinden, den Inhabern aller deutschen Siedlergebiete, schon zulängliche Bürgschaft. Jede von Vernunft und Rechtsgefühl ertragbare sollen sie obendrein haben. Daß die Völkerbundesgenossen von morgen so thöricht, bis zu Selbstgefährdung tollwüthig sind, Deutschlands Entehrung zu wollen und dadurch den geduckten Militaristen in Auferstehung zu helfen, werde ich glauben, wenn Gewißheit die Dünste muthloser Reue verscheucht. Wird Hartes geheischt: kein Wuthschrei darf aus der Kehle. Wir wissen, von welchen Mächten uns dieses Verhängniß kam; und wollen nicht auf dem ekel besudelten Grab der Militärmonarchie, die einst jung und schön, an Seelenkraft und Wesensglanz reich war, nun aber in Gräueln ohne gleichen erstickt ist, einer „Ehre“ nachtrauern, die niemals wieder unser sein dürfte. Wer in dem Absturz des Militarismus, der von Millionen wilder Flüche umheulten Geistesverfassung, ein hohes Glück, ein allem Erdgewimmel Gnade spendendes, bejaucht, darf das verwesende Gerippe, die Aasweide, nicht mit Witwerstränen feuchten. Im Rhythmus froher Andacht heilige, trotz dem Drang zehrenden Leides, Dein Herz, deutsches Volk! Selbst schufest Du Dir Freiheit; und Dein Schicksalsweg biegt in Menschheit zurück.

# Nobelpreis für Literatur

## Romain Rolland

### I

## Johann Christof

Kinder- und Jugendjahre

### II

## Johann Christof in Paris

Mannesjahre

### III

## Johann Christof am Ziel

Die Jahre der Erfüllung



Mit diesen 3 Bänden ist das Werk vollständig.

Jeder Band kostet:

Geheftet M 9. —, gebunden M 11. —  
dazu 25% Verlagzuschlag



Als Vorwort zum letzten Buch dieses Werkes schrieb Rolland, vor dem Kriege:

„Ich habe die Tragödie einer Generation geschrieben, die im Schwinden begriffen ist. Ich habe nichts von ihren Lasten und ihren Tugenden zu verheimlichen gesucht, nichts von der auf ihr lastenden Traurigkeit, ihrem wirren Hochmut, ihrem heldenhaften Bestreben im Ertragen des Leides, das eine übermenschliche Aufgabe ihnen erdrückend aufgebürdet hat, ein ganzes Stück Welt neuzuschaffen: eine Moral, eine Ästhetik, einen Glauben, eine neue Menschheit. — So sind wir gewesen.

Ihr Menschen von heute, ihr jungen Menschen, nun ist die Reihe an euch! Schreitet über unsere Leiber hinweg und tretet in die vorberste Reihe. Seid größer und glücklicher als wir. Ich selbst nehme Abschied von dem, was meine Seele war; ich werfe sie hinter mich wie eine leere Hülle. Das Leben ist eine Folge von Toden und Auferstehungen. Laß uns sterben, Christof, auf daß wir wiedergeboren werden.“

Literarische Anstalt Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

*Eine Frauendichtung von seltenem Wert!*

ANNI APEL

## Das einsame Herz

Ein Leben

Geh. M. 4. 20, geb. M. 5. 80

Fris Engel im „Berliner Tageblatt“:

Eine sehr ernste, sehr ernst zu nehmende Geschichte... Jeder heftigen Gebärde feind, mit einer stillen melodischen Leidenschaft, die sich lieber nach innen verzehrt, ehe sie effekthaschend nach außen schlägt, werden dies Menschenkind und seine Mitmenschen vor uns hingestellt. Das unauffällige, liebeheischende, auch im Menschenstrom stets abseitsige Kind ist mit tiefbringendem Wahrheitsauge gesehen.

Verlag: Huber & Co. / Frauenfeld und Leipzig

Soeben erschienen:

**MORITZ LEDERER**

## Ueber das Theater

Die moralische Anstalt — Das Schöne, Gute, Wahre — Das Spiel auf der Schaubühne — Nationaltheater — Theater, Unterhaltungsbühne, Kino — Der Spielleiter — Der Spieler — Das Publikum — Schmock, der Kritikus — Impression und Expression — Shakespeare und Mozart — Akibas Wort

1. bis 10. Tausend

Geheftet eine Mark

Vorzugsausgabe vier Mark

Durch den Buchhandel oder vom Xenienverlag zu Leipzig

**Nützliche Bücher**

Katalog gegen  
Rückporto!

O. A. Grambs VIII, Sonneberg, S.-M.

# Annahme für Vorwetten

**Rennen zu**  
Berlin-Karlshorst: 4., 10. November.

**Trabrennen zu**  
Berlin-Mariendorf: 3. November.

Annahme von Vorwetten für Berlin und auswärtige Plätze,  
bei persönlich erteilten Aufträgen bis 2½ Stunden vor dem ersten  
programmässig angesetzten Rennen:

**Schadowstrasse 8, parterre,  
Kurfürstendamm 234,**

**Bayerischer Platz 9 Oranienburger Str. 48/49**  
(Eingang Innsbrucker Strasse 58) (an der Friedrichstraße),  
an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

**Leipziger Strasse 132 Taubentzenstrasse 12a**  
(nur wochentags)

**Nollendorfplatz 7 Rathenower Strasse 3**  
**Planufer 24 Königstrasse 31/32**

**und Französische Strasse 49 Elsässer Strasse 95**  
(Geschäftsstellen des Luftfahrerdanks)

Für briefliche und telegraphische Aufträge  
Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig  
angesetzten Rennens

**nur Schadowstr. 8.**

Am Wochentage vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr  
abends angenommen.

Unter Bezugnahme auf die heutige Bekanntmachung betreffs *Einlösung der bei den  
Zahlstellen hinterlegten fälligen Zinsscheine und ausgelosten Stücke*

## **russischer Staatsanleihen und staatlich garantierter Wertpapiere**

fordern wir die Hinterleger von Zinsscheinen und verlostten Stücken, insoweit sie Beschei-  
nigungen von uns erhalten haben, auf, diese Bescheinigungen bei uns einzureichen.

Falls die Einreichung an unseren Hauptkassen in Berlin erfolgt, so hat sie in  
den Vormittagsstunden zwischen 9—1 Uhr, und zwar im Interesse schnellerer Er-  
ledigung nach den Anfangsbuchstaben der Namen, auf welche die Bescheinigungen lauten,  
an folgenden Tagen zu geschehen:

|                    |       |            |    |             |      |
|--------------------|-------|------------|----|-------------|------|
| Für die Buchstaben | A bis | D          | am | 14. Oktober | 1918 |
| " "                | "     | E " H      | "  | 15. "       | 1918 |
| " "                | "     | J " L      | "  | 16. "       | 1918 |
| " "                | "     | M " R      | "  | 17. "       | 1918 |
| " "                | "     | S, Sch, St | "  | 18. "       | 1918 |
| " "                | "     | T bis Z    | "  | 19. "       | 1918 |

Bei Aufarbeitung der brieflich zu erledigenden Einreichungen werden in Anbetracht  
des überaus großen Materials und der knappen Arbeitskräfte gewisse Verzögerungen un-  
vermeidlich sein, wenn wir auch selbstverständlich auf größtmögliche Beschleunigung  
bedacht sein werden.

Die am Anfang des Krieges von uns ausgestellten Bescheinigungen über  
Restbeträge von Zinsscheinen und verlostten Stücken von Obligationen verschie-  
dener russischer Eisenbahn-Gesellschaften gelangen gleichfalls jetzt zur Aus-  
zahlung und sind demgemäß bei uns einzureichen.

Berlin, den 9. Oktober 1918.

**Mendelssohn & Co.**

Direction der Disconto-Gesellschaft.

**S. Bleichröder.**

Berliner Handels-Gesellschaft.

# Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

## Rennen zu Karlshorst.

7. Tag:

Montag, den 4. November, vorm.  $\frac{1}{2}$  12 Uhr, 7 Rennen u. a.:

**Großes Hürdenrennen. Preise 25 000 Mark.**

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagssäulen. Außerdem Stadtbahnverbindung von Charlottenburg, Friedrichstraße nach Niederschöneweide, sowie von Görlitzer Bhf. nach Niederschöneweide, von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst — **Strassenbahnverbindungen:** 1. vom **Schlesischen Bhf.** über Stralau-Treptow nach Oberschöneweide; 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennbahn Karlshorst; 3. vom **Alexanderplatz** nach Friedrichsfelde; 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennbahn Karlshorst.

# Graphologin

Charakter deutet aus Handschrift, für **3 M.**

**Hoffmann**

**Hamburg, Grindelallee 26**

Verschiedene  
ältere Jahrgänge  
„Zukunft“

IV, V, XI, XII usw.  
preiswert zu verkaufen

**Krohn, Hamburg**  
Isestraße 2

# Hat es denn noch Zweck,

besteht denn heute noch eine Notwendigkeit, Kriegsanleihe zu zeichnen?

# Darauf gibt es nur eine Antwort:

Wer will, daß es zum Frieden kommt, der zeichne nach seinem besten Vermögen. Und wer will, daß der Frieden möglichst gut wird, der zeichne erst recht Kriegsanleihe.

Ein grosser Erfolg der Kriegsanleihe wird im Innern des Landes das Vertrauen befestigen, nach aussen unser Ansehen erhöhen, und die Hoffnungen der Feinde auf einen finanziellen Zusammenbruch Deutschlands widerlegen, dem Reich die Mittel zur Fortführung des Kampfes, falls es notwendig werden sollte, gewähren, und für den Fall, dass es zum Frieden kommt, die Ueberführung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Frieden Fuss erleichtern.

# Vom Büchermarkt

**Das einsame Herz.** Ein Leben aufgezeichnet von Anni Apel. Ausstattung von Otto Baumberger. Verlag: Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. Geh. 4,20 M., geb. 5,80 M.

Diese Frauendichtung tritt in mehr als einer Hinsicht aus der Reihe der alltäglichen Bucherscheinungen heraus. Die Frau, die sie schrieb, ist Künstlerin im echten, schicksalsvollen Sinn, nicht Schriftstellerin aus Muße, die nur aus ihrem engbezirkten Erleben zu berichten hat, oder Literaturweib, vor dessen gewaltsam emanzipierter Anschauung die Grenze zwischen männlicher und weiblicher Welt verwischt ist. Das Granderlebnis aller ganz starken, ganz tiefen Frauen an der Lauheit und Schälheit der heutigen Beziehungen von Mensch zu Mensch ist hier zum erstenmal rücksichtslos von einer Frau gestaltet. Die seelischen Vorgänge sind mit kühner Offenheit aufgedeckt, die in der klaren Reinheit der Anschauung ihre Rechtfertigung hat. Unbewußtes ist in einer Fülle hell geworden, und besonders sind die kleinen Empfindungen und Eindrücke des Kindes mit einer Erinnerungsfineit aufgezeichnet, daß das Buch dem auf Seelenwissen Schürfenden mehr gibt als eine Bibliothek psychologischer Werke. Die mit der strengen, ausdrucks mächtigen Plastik jüngster Sprachkunst geformte Prosa beweist, daß eine Künstlerin von seltenem Rang ihr Letztes gab.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Julius Klinkhardt, Leipzig**, beigelegt, der auf ein Werk von Dr. K. Henning hinweist. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf das interessante Buch aufmerksam zu machen, in dem die Kriegshetzerien der amerikanischen Schwerindustrie bloßgestellt werden.

## Hier liegt die Rettung!

**Neu! Prof. Fr. W. Foerster: Neu!**  
**Weltpolitik u. Weltgewissen**  
 brosch. M. 7.50, geb. M. 10.65.

Aus dem Inhalt: Weltschuld — Macht und Recht — Politik und Kriegsführung — Politik und Moral — Staatliche Selbstbehauptung und Bergpredigt — Selbstbestimmung der Völker — Deutscher Friede und christlicher Friede — Die Intellektuellen und der Weltkrieg — Feindlicher Kriegswille — Großadmiral von Tirpitz als Weltpolitiker — Der Friede unter den österreichischen Völkern — Die revolutionäre und die gewaltlose Methode — **Die kommende deutsche Weltaufgabe** — Die heutige Weltlage und der einzige Ausweg

== Stat crux — volvitur orbis ==

|| „Jeder Deutsche muß dieses prachtvolle Werk lesen. Es weist den Weg zu unserer Rettung.“ So lautet das Urteil der Presse. ||

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder durch

**Verlag für Kulturpolitik**  
**München, Wernickstr. 1**

# Bankhaus Fritz Emil Schüler DÜSSELDORF Kaiserstraße 44, am Hofgarten

Telegramm-Adresse:  
„Effektenschüler“

Fernsprech-Anschl. Nr. 8664, 8665, 5979, 5403 für Stadt-  
gespräche, Nr. 7352, 7354, 7353 für Ferngespräche

## Einlösung der bei den Zahlstellen hinterlegten fälligen Zinsscheine und ausgelosten Stücke russischer Staatsanleihen und staatlich garantierter Wertpapiere.

Die bis zum 8. März 1918 fällig gewordenen Zinsscheine und ausgelosten Stücke russischer Staatsanleihen und staatlich garantierter Wertpapiere, welche von deutschen Eigentümern auf Grund der Bekanntmachung des Herrn Reichskanzlers vom 8. März 1918 niedergelegt worden sind, werden auf Veranlassung des Reiches eingelöst, und zwar bei denjenigen Zahlstellen, bei welchen die Werte seinerzeit eingereicht worden sind.

Die Auszahlung geschieht vom 14. Oktober d. J. ab gegen Einreichung der von diesen Stellen ausgefertigten Quittungen. Dabei wird nach folgenden Grundsätzen verfahren:

Lauten die Zinsscheine oder Stücke ausschliesslich oder auch nur wahlweise auf Mark, so erfolgt die Einlösung in Mark.

Lauten die Zinsscheine oder Stücke wahlweise auf Rubel oder eine andere ausländische Währung, so erfolgt die Einlösung zur Friedensparität der Rubel, d. h. zu M. 2,10 für neue und zu M. 3,24 für alte Rubel (Goldrubel).

Lauten die Zinsscheine oder Stücke auf andere ausländische Währungen, ohne daß der Gegenwert in Mark oder Rubeln angegeben ist, so erfolgt die Einlösung zur Friedensparität der an erster Stelle bezeichneten Währung. (1 Franc = M. 0,81, 1 Lstrl. = M. 20,43, 1 Gulden = M. 1,68 $\frac{2}{3}$ .)

Lauten die Zinsscheine oder Stücke ausschließlich auf Rubelwährung, so werden sie zum Kurse von M. 1,10 für den Rubel eingelöst, es sei denn, daß die Einlösung auf Grund besonderer Bestimmungen zu einem festen Kurse zu geschehen hatte, (z. B. Zinsscheine der 4% Russischen Staatsrente von 1894, der 8% Morschansk-Sysran Obl. und der 3% Rjaschk-Wiasma Obl. zu M. 2,10). Auf alte Goldrubel lautende Stücke und Zinsscheine werden zu M. 3,24 b. zahl.

Auf den Nennbetrag ausgeloster Stücke werden Depositalzinsen in Höhe von 5% vom Fälligkeitstage — frühestens aber vom 1. August 1914 an — bis zum 15. September 1918 vergütet. Eine Verzinsung der fällig gewordenen Zinsscheinebeträge findet nicht statt.

Bei denjenigen Zinsscheinen, die der 5%igen russischen Kapitalrentensteuer unterliegen, wird ein entsprechender Abzug vorgenommen.

Die Bezahlung der bis zum 3. März 1918 fällig gewordenen Zinsen von unverlosten Auleihestücken aus deutschem Besitz, deren Zinsscheinebogen während des Krieges abgelaufen waren, wird auf Grund einer besonderen Bekanntmachung erfolgen.

Berlin, den 9. Oktober 1918.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift**  
**„Die Zukunft“**  
nur durch **Max Kirstein**  
Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59.  
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810  
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,50 Mk., auf Vorzugsseiten 2,00 Mk.

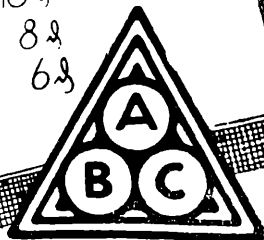


# NITRALAMPE

## A. BATSCHE Cigaretten

*Fürsten-Klasse*

*Imperator 25 s, Kaiser 15 s,  
Fürst Fürstenberg 15 s, Prinz Fr. C. Hohenzollern 10 s,  
Princess M. Hohenzollern 10 s,  
Princess Charlotte 8 s,  
Princess Victoria Louise 6 s*



Für Inserate verantwortlich: C. Jänsch, Teget.  
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bulowstr. 68.